

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchen-Zeitung**

Band (Jahr): **8 (1839)**

Heft 23

PDF erstellt am: **13.09.2024**

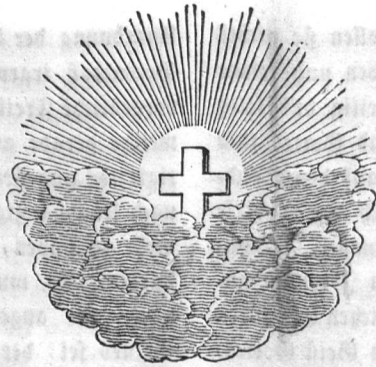
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Luzern, Samstag
No. 23.



den 8. Brachmonat
1839.

Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem

katholischen Vereine.

Sehr weise würde der in nicht gar langer Frist werden können, der die Wunder, welche die Zeit in aller Stille zu thun pflegt, ruhig bei sich erwägen, und das, was er daraus gelernt, immer vor Augen und im Herzen behalten möchte.

J. Görres.

Die Zürcherische Kirche und Schule.

Hr. Dekan Grob in Norbas, Kanton Zürich, hat zur Zeit des Straußischen Kampfes eine kleine Schrift geschrieben, welche von der evangelischen Gesellschaft in Zürich herausgegeben wurde. Ueber diese Gesellschaft selbst sagt Hr. Grob: „Die evangelische Gesellschaft in Zürich ist eine Vereinigung christlicher Männer, denen das Evangelium Jesu Christi aus Erfahrung theuer und daher angelegen ist, evangelisches Leben in sich selbst und ihrer Umgebung zu wecken und zu stärken. Die Verbreitung religiöser Schriften, die religiöse Leihbibliothek, das Lesezimmer für Jünglinge, besonders aus dem Handwerksstande, an den Abenden des Sonntags, zum Theil auch die Schweizerische evangelische Kirchenzeitung sind Unternehmungen dieser evangelischen Gesellschaft. Wie könnte sie unthätig bleiben in dieser Zeit allgemeiner religiöser Bewegung? Sie hat sich — daß sie viele Vor- und Nachgänger fände! — voraus zum Gebete vereinigt für das theure Vaterland und die Landesobrigkeit, für die Kirche und ihre Diener, und insbesondere um eine neue Ausgießung des heiligen Geistes über die Bewohner der Stadt und Landschaft Zürich.“

Bevor der Verfasser von Strauß spricht, läßt er einige geschichtliche Daten vorausgehen, spricht über den Ursprung des Socinianismus im Jahre 1560 in Polen, über das Treiben der Menschen zur Zeit der ersten französischen Revolution und endlich über den sittlichen und kirchlichen Zustand

im Kanton Zürich. Ueber den Socinianismus heißt es: „In Polen leuchtete eine Zeit lang das Licht des Evangeliums hell und klar, aber bald wurde dies Land der Sammelplatz von Menschen, die weder die evangelische, noch die katholische, noch irgend eine andere Kirche zu ihren Gliedern zählen kann. Es gab nämlich zur Zeit der Reformation überall viele Leute, die bei dem neuerwachten Suchen und Forschen nach Wahrheit, Glaubensfreiheit und Glaubenswillkühr mit einander verwechselten. Und doch ist zwischen beiden ein großer Unterschied. Glaubensfreiheit ist das theure Vorrecht der evangelischen Kirche, daß jeder frei zur reinen Quelle der Wahrheit kommen und seinen Glauben auf das untrügliche Wort Gottes gründen kann, ohne an Menschenfahrungen gebunden zu sein; Glaubenswillkühr aber ist das traurige Unwesen, daß jemand meint, er könne aus dem Worte Gottes annehmen oder verwerfen, was ihm beliebt. Solche stolze und schwärmerische Geister fanden sich damals in Polen zusammen, wo sie meinten, die meiste Freiheit zu haben. Hauptsächlich folgten sie der Lehre eines Italieners, Faustus Socinus, und werden nach ihm Socinianer genannt; sie selbst nennen sich Unitarier. Ihr Hauptgrundsatz ist: nur das in der hl. Schrift als wahr anzunehmen, was sie begreifen können, und alles zu verwerfen, was über ihren Verstand hinausgeht. Die biblische Lehre vom Vater, Sohn und Geist glauben sie nicht. Jesum halten sie nur für einen außerordentlichen Menschen, für einen göttlichen und heiligen Lehrer, von

seinen Wundern, wie von seiner Erlösung wollen sie nichts wissen; den Menschen halten sie für unverdorben und keiner Bekehrung bedürftig, sie meinen sich selbst heilig und selig machen zu können, und verlangen den Beistand Gottes zum Guten nicht. Wahrlich eine armselige Lehre auf den Sandgrund eigener Weisheit gebaut. — Und doch haben diese Leute weit und breit so viele Unglaubensgenossen. Dahin verfiel der Mensch, wenn er seine eigene dem Irrthum unterworfenen Vernunft, seinen eigenen von sündlichen Gedanken besleckten Geist erheben will über den heiligen Geist Gottes, der da spricht in den heiligen Schriften des alten und neuen Testaments.“

Ueber den Geist, der vor der franz. Revolution erwachte, wird gesagt: „Während die englischen und französischen Freidenker auf dem Standpunkte menschlicher Weisheit sich ein eigenes Gebäude vorgeblicher Wahrheit errichteten und alle übernatürliche Offenbarung verwarfen, suchten die Deutschen ihre selbstersonnene Lehre mit dem Inhalte des Wortes Gottes durch Verdrehung, Entstellung und Verwässerung desselben in Uebereinstimmung zu bringen, oder bemühten sich, wichtige Theile der heiligen Schrift als unächt darzuthun, oder setzten ihre Vernunft zum Richter über das Wort Gottes und erkannten nur das als Wahrheit an, was die Prüfung vor diesem Richterstuhle aushalten konnte. Am meisten Erfolg aber hatte die Arbeit der französischen Wahrheitsfeinde, welchen es nicht bloß um die Ausmerzung einzelner christlicher Lehrpunkte, sondern um die völlige Ausrottung der christlichen Religion zu thun war. Mit glänzendem Witz und Spott verfolgten diese Männer, Voltaire und Andere, die Kirche und ihre Diener, und diese Eigenschaften, verbunden mit einer anziehenden, geschmackvollen Schreibart, öffneten ihren Schriften den Weg zu den gebildeten Ständen Europa's, und mitunter auch zum Volke, nicht bloß in Frankreich, sondern durch Uebersetzungen auch in Deutschland und andern Ländern. Hinfort galt es als ein Vorrecht der Gebildeten, weder an Gott, noch an sein Wort zu glauben, und die Anstalt der Kirche bloß als ein Zuchtmittel für den unwissenden Pöbel zu betrachten; und man verstand sich zu der neuen Lehre des Unglaubens um so williger, da dieselbe den Gelüsten des sündigen Herzens nicht so streng, wie das Christenthum entgegentrat, wie sie denn auch aus der Sittenlosigkeit des französischen Leichtsinns hervorgegangen war.“

„Was war aber die Folge? Jene Staatsumwälzung, von welcher es heißt: „Frankreich bot das schauerhafteste Bild der gräßlichsten Gräueltathen dar. Eine Partei verfolgte und unterdrückte die andere; Blut wurde vergossen wie Wasser, und Niemand war seines Lebens sicher, gegen den auch nur der geringste Verdacht der Unzufriedenheit mit der neuen

Unordnung der Dinge erhoben werden konnte, oder der dem Privathaß irgend eines Gewalthabers verfallen war. Die vorgebliche Freiheit bestand nur darin, daß die Mächtigsten, welche gerade am Ruder saßen, die entsetzlichsten Ungerechtigkeiten ungestraft begehen konnten. Die wüthende Begierde nach Unabhängigkeit begnügte sich nicht damit, keinen König mehr zu haben, sie wollte auch keinen Gott mehr über sich dulden. Es mußte offenbar werden, daß das Feuer von unten her angezündet, und die Empörung ein Werk des Geistes sei, der darauf ausgeht, auch die Menschen in seinen Abfall von Gott hineinzuziehen. Der antichristliche Charakter dieser Revolution, welche ein Vorspiel von dem Austritt des Menschen der Sünde bildet, mußte ans Licht kommen. Schon den 13. Wintermonat 1793 wurde die Hauptkirche zu Paris in einen Tempel der Vernunft umgewandelt, und eine schlechte Weibsperson in feierlichem Zuge als Göttin der Vernunft umhergetragen, nachdem vorher öffentlich erklärt worden war, daß kein Gott im Himmel sei. Nach wenigen Tagen schon waren 2000 Kirchen in Frankreich, deren Priester verjagt wurden, in Tempel der Vernunft verwandelt, in welchen Schmausereien gehalten wurden; der Sabbat wurde abgeschafft. Nachdem dieser Wahnsinn sich ein wenig abgekühlt hatte, wurde den 4. Mai 1794 wiederum öffentlich erklärt, daß das französische Volk das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele anerkenne, und ein Fest des höchsten Wesens wurde angeordnet.“

„Daß jene Revolution auch unsere Freiheit, Habe und Leben bedrohte, das war noch nicht alles, aber daß der Geist der Empörung und der Lüge, daß Ungehorsam und Unglaube, Leichtsinns und Sittenlosigkeit, Genußsucht und Fleischeslinden aller Art auch uns verpesteten, das war und ist am meisten zu beklagen. „Der Unglaube, sagt Leopold, schlug tiefe Wurzeln in dem Stolze der Menschen. Wir wollen nicht mehr glauben, wie wir gelehrt sind, sagten die Leute, wir wollen Licht, Aufklärung; wir sind selbst klug genug, um zu wissen, was Wahrheit ist! Das Wort Gottes sollte sich nun nach dieser neuen Weisheit der Menschen bequemem. Was man Unbegreifliches darin fand, das verwarf man sogleich (wie sind sich doch die Menschen zu allen Zeiten so ähnlich!), und das andere wußte man so lange zu drehen und zu deuteln, bis der Sinn herauskam, den man darin finden wollte. Konnte man sich dennoch nicht darcin finden, so meinte man, Jesus und die Apostel hätten das wohl nur ihren einfältigen Zeitgenossen zu Gefallen gesagt. Und weil man nicht mehr an die Sündhaftigkeit des Menschen glaubte, und von einer Erlösung nichts wissen wollte, so sollte auch der Sohn Gottes nichts weiter sein, als ein weiser und tugendhafter Lehrer. Ja, es wurde laut behauptet, das Christenthum sei veraltet,

man müsse daraus nehmen, was noch gut sei und das Uebrige vergessen.“ (Das Jüdische müsse aus dem Christlichen heraus, sagt man in unsern Tagen.)“

„Solche trostlose Lehre wurde überall in Schriften und auf Universitäten gelehrt, und bald auch auf den Kanzeln und in den Schulen. Und das trug traurige Frucht. Die Ehrfurcht vor dem Worte Gottes gieng verloren, die Kirchen wurden leer, aus den Häusern verschwand allmählig das Gebet und der häusliche Gottesdienst, die Kinder wurden mehr für dieses als für jenes Leben erzogen. Mit dem französischen Unglauben gewann man auch französische Sitten und Sünden lieb; statt des demüthigen, liebevollen Sinnes, den das Christenthum wirkt, kam ein stolzes, falsches und selbstsüchtiges Wesen auf. Zwar gab es noch Manche, die dies verderbliche Wesen erkannten, und nicht nur selbst an der Wahrheit des Wortes Gottes unverrückt festhielten, sondern auch laut ihre Stimme erhoben gegen den eingedrungenen Unglauben und gegen den thörichtesten Selbstbetrug der Menschen. (Wir erinnern hier an unsere theuren Gottesmänner, die seligen Lavater und Hef, Pfenniger und Georg Schultheß.) Aber man verachtete sie als Altgläubige, die mit der Zeit nicht fortgeschritten seien, und ihre Stimme wurde nicht (von vielen nicht) gehört.“

„Wo aber die Gottseligkeit weicht, da muß die Gottlosigkeit wachsen. Davon kann der Kanton Zürich zeugen. Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, großartige Unternehmungen und gemeinnützige Bestrebungen haben uns groß gemacht in anderer, aber leider auch zugleich in unsern eigenen Augen. Die Lust des Fleisches und die Lust der Augen (Schauspiele, Maskenbälle, glänzende Feste) und der Hochmuth des Lebens ist groß geworden.“ So bezeichnet Hr. Grob richtig die frivole franz. Revolution als den Vorläufer des traurigen Zustandes, aus welchem die Ereignisse von 1839 hervorgegangen sind.

Die interessantesten, aber wirklich sehr beachtenswerthen Worte sind die des Verfassers über den Zustand im K. Zürich: „Ein sichtbarer Umschwung ist seit 1830 nach vorangegangener vieljähriger Zurücksetzung bei uns eingetreten. Der angestrebten Lösung aller Bande kam abermals von Frankreich her das Wehen des Empörungsgestes zu Hülfe. Man wußte sich in unserm Kanton bald in denselben zu fügen, man setzte seine Ehre in den Ruhm, fortzuschreiten mit der Zeit, und je mehr in sittlicher Beziehung durch Geseze und eigenes Beispiel die jüngern Gesezgeber, Räte und Richter recht weite Geleise zogen, desto mehr befreundete sich das Fleisch, Eigennutz und Genußsucht mit dieser neuen ungebundenen Freiheit. Mochte in äußern Dingen große Formgenauigkeit walten, in den Dingen des Geistes Gottes wurde man immer nachgiebiger, die Sittengesetze und folgerichtig die Sittenaufsicht immer lockerer

und lauer. Eine Pressfreiheit fast ohne Gränzen darf das Heiligste ungestraft lästern, die pöbelhafteste, schamloseste, schmutzigste Rede vor allem Volke führen und selbst die Ehrerbietung vor der obrigkeitlichen Gewalt auf rohe Weise ungeschont untergraben. Jagden, Musterungen, Tänze, öffentliche Spiele, Arbeiten, Bauten (selbst an dem Staate zustehenden Gebäuden) an Sonn- und Festtagen werden ungeachtet wiederholter Klagen, Vorstellungen und Bitten gestattet, und von Behörden zum Theil angeordnet. Den Unzuchtssünden ist zum zeitlichen und ewigen Verderben vieler Einzelner und zum wachsenden Schaden der Gemeinden durch gesetzlich angenommene Straflosigkeit und die offenkundige Uebung und Duldung derselben ein Spielraum geöffnet, der im größten Widerspruche steht mit dem Worte der heiligen Schrift, Hebr. 13, 4: Hurer und Ehebrecher wird Gott richten. Wein- und Spielhäuser sind ohne Zahl. Prunksucht und Eitelkeit machen reißenden, den Wohlstand vieler Haushaltungen untergrabenden, den Ehefrieden Hunderte zu Stadt und Land störenden Fortschritt. Auf den irdischen Gewinn und Genuß sind vorzugsweise die Herzen gerichtet. Bilden aber Haus, Schule und Kirche den nöthigen Damm gegen den einbrechenden und viel köstliches Land wegfressenden Strom des Weltgeistes? Es ist dem Einzelnen der Widerstand schwer. Wo nicht ein im Gott kräftiger, durch täglichen Hausgottesdienst, Gebet und Gottes Wort gesättigter Geist die Glieder des Hauses durchweht, wo der Aeltern Sinn zur Erde gefehrt, durch eigene Vergnügungssucht zerstreut, durch älterliche Eitelkeit geblendet, durch falsche Liebe geschwächt, durch Laune und unzeitige Heftigkeit gereizt ist, wo findet da die Auferziehung Statt in der Zucht und Ermahnung zum Herrn? Wo im eigenen Hause die Frömmigkeit nicht walidet, an andern vollends noch verlacht wird, wie kann da ein frommer Sinn gegründet werden in dem Gemüthe des Kindes? Kann und soll die Schule alles ersetzen, was im Hause versäumt wird? Dies ist der musterhaftesten Schule nicht möglich. Gehören aber unsere Schulen zu den musterhaften, und unsere Lehrer? In Hinsicht auf die Menge des Wissens und die Lehrweise haben sie unstreitig ihre entschiedenen Vorzüge vor den frühern, und es ist ein Anstoß und ein Durchbruch zum Bessern geschehen. Ob er überall die rechte Richtung genommen? Ob, was die Hauptsache, der Geist der rechte sei? Man will dies fast allgemein bezweifeln und bestreiten. Vergessen wir indessen nicht, daß es vorher auch nicht so ganz gut gewesen, daß die Lehrer, unter denen sich doch auch viele Bessergesinnte und zum Bessern sich wendende befinden, Kinder sind der Zeit, daß sie meistens zu jung in das Lehramt treten und daß Geister auf sie eingewirkt haben durch Unterricht und Bildung, wie durch öffentliche Blätter, denen viel daran liegt, das Reich der Welt, wenig, das Reich

Gottes in Jesu Christo zu fördern; Geister, welche nichts weniger als sanftmüthig sind und von Herzen demüthig. Wie hätte sonst einer, er unterzeichnete sich Peregrinus, in dem Schweizerischen Constitutionellen vom 3. Jan. 1834 bei Erzählung einer Schulmeisterprüfung spottend schreiben können: „Da trat ein Hochgestellter hin zu den Jünglingen, aber sein Blick war nicht erfüllt von redlichem Wunsche für das Gedeihen; nicht Ermunterung, nicht freundlicher Trost kam von seinen Lippen; denn siehe, er hebt drohend den Finger, öffnet den Mund und spricht: „Aber wenn nicht bescheiden, demüthig ihr bleibt!“

„D wie wohl hätte man gethan, diese letzten damals schon groß gedruckten Worte nicht etwa nur in die Zeitung, sondern ins eigene Herz zu schreiben. Das ganze öffentliche Erziehungssystem und das Schulgesetz wäre dann vielleicht ein anderes geworden. Wir haben zwar an sich gegen die vervielfältigten Unterrichtsfächer nichts, so lange sie nicht mißbraucht werden auf Kosten der kindlichen Einfalt, so lange nicht das Eine, was Noth ist, muß in den Hintergrund treten. Dürfte dies aber nicht der Fall sein, wo, wie in den neulich eingeführten Unterrichtsplänen der Primarschulen des Kantons Zürich auf 27 wöchentlichen Schulstunden nur 2 bis 3 Stunden der „Moral und Religion“ eingeräumt werden. Man vergleiche den ehemals vorherrschenden religiösen und den jetzt vorherrschenden weltlichen Charakter der Volksschule! Was insbesondere die religiösen Lehrmittel betrifft, so haben dieselben durch die gesetzliche Einführung der „biblischen Geschichten“ allerdings gewonnen; das Neue Testament aber, der Katechismus, das sogenannte Wasserbüchlein mit seinen Gebeten, Liedern, Psalmen und Bibelprüchen ist bei weitem nicht ersetzt mit den dünnen Spruch- und Liederbüchlein, an deren ersterm weder die Auswahl noch die Anordnung mag gebilligt werden. Erst vom zwölften Jahre an, und wöchentlich in einer einzigen Stunde wird das neue Testament in den Schulen gelesen und erklärt, und die Hauptwahrheiten unserer christlichen Religion, ja selbst die 12 Artikel des christlichen Glaubens und die heiligen zehn Gebote bleiben an manchen Orten den Kindern in der Schule unbekannt, so daß das christliche Bewußtsein, das sich jetzt, gewiß namentlich auch in Folge des früher ins Gedächtniß eingepprägten Katechismus, in der Masse des Volkes wieder offenbart, nach 20 Jahren vielleicht nicht mehr in solcher Weise gefunden werden dürfte. Wo noch überdies, wie die Klage hin und wieder ergeht, religiöse Gleichgültigkeit, Unglaube und Uebermuth diejenigen beherrscht, welche lehren sollen, da ist wahrlich das Unglück groß genug und begreiflich die Klage christlicher Aeltern: „Ach! was wird aus unsern Kindern werden, warum ist so wenig Gottesfurcht in ihnen, so wenig Liebe zum Heiland!“

Aber hilft die Kirche nicht? Die Kirche ist ja größtentheils von der Schule geschieden, der Kirchenrath gegenüber dem Erziehungsrathe im Einfluß auf die Volksschule gebunden. Die Diener der Kirche aber — wir glauben es in Wahrheit von vielen sagen zu dürfen — arbeiten auch unter schwierigen, oft peinlichen Verhältnissen der einreisenden Gleichgültigkeit und Sittenlosigkeit unerschrocken und treu auf jedem offen stehenden Wege und jede ihnen mögliche Weise entgegen. Damit wollen wir die Vorwürfe, die ihnen zugetheilt werden, nicht unbedingt zurückweisen. Je die Redlichsten und Entschiedensten aus ihnen führen ähnliche Klagen, und jeder über sich selbst. Wer aber in die früher den Geistlichen zu Theil gewordene Bildung zurückblickt, wer des Geistes und der Lehrweise mancher ihrer ehemaligen Lehrer sich erinnert, der wird darin den einleuchtendsten Erklärungsgrund und zugleich den mächtigsten Beweggrund zu dem Begehren finden, daß ungläubige Professoren in Zukunft von den Lehrstühlen ferne gehalten und Männer hingestellt werden, denen das Wort Gottes, welches sie auslegen sollen, eine Wahrheit, und Jesus Christus, dessen Diener sie bilden sollen, der Sohn Gottes ist, hochgelobt in die Ewigkeit. Was den Vorwurf insbesondere betrifft, daß die Geistlichen mit einer fortschreitenden Erneuerung der Kirchenlehre und der gottesdienstlichen Einrichtungen nicht haben nachkommen wollen, so läßt sich darauf manches und vor Allem das erwidern, daß auf diesem Gebiete Neuerung von außen her kein so dringendes Bedürfnis und bei vielen Geistlichen und Laien die Ueberzeugung tief begründet ist, daß zuerst, wenn gründlich soll geholfen werden, die Erneuerung in dem eignen Innern geschehen müsse in der Kraft des heiligen Geistes, und dann Geschick und gelegene Zeit zu erbeten und zu erwarten sei von dem Herrn der Kirche. Wer unsere Verhältnisse in allen Theilen kennt, wer weiß, in welchem Geiste die Kirche erneuert und zur Verbreitung des Weltgeistes Werkzeug werden sollte, der wird denen beistimmen und Dank wissen, die an der bestehenden Bibelübersetzung, dem Katechismus und den gesalbten Kirchengebeten im Wesentlichen so lange festhalten, bis die Leute kommen, welche im Geiste Gottes und Jesu Christi zu seinem Wohlgefallen und nicht nach dem Zeitgeschmacke dieser oder jener Herren etwas Neues schaffen können, und sich nicht binden lassen durch die so oft in der Synode angedeutete Weisung und Drohung, daß für dieses und jenes, was entschieden Jesum Christum als den Sohn Gottes bekannte und sich nicht theilen wollte zwischen Gott und die Welt, höhern Ortes umsonst Genehmigung nachgesucht würde. Daß nun freilich diejenigen Glieder der Kirche, welche Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses darin finden möchten, die Welt hineinzuziehen in die Kirche, daß jene, welche die Seele

ihres Herzens nicht erfüllen lassen wollen von dem, in welchem die Fülle der Gottheit wohnt leibhaftig, lieber auf anderem Wege, nicht von der Kirche und ihren Dienern aus, eine Beseitigung der ihnen lästigen Wahrheit und eine neue Reformation in ihrem Sinne versuchten und hiezu unter anderm einen rücksichtslos durchgreifenden, in seiner Glaubensansicht dem Geiste dieser Zeit entsprechenden Mann glauben herbeiziehen zu müssen, das wird nach solcher Betrachtung der Dinge von ihrem Standpunkte aus sehr begreiflich.“

Die Bemerkungen über Strauß übergehen wir. Obige Worte des Verf. sind sehr belehrend. Daß Strauß berufen werden wollte und durfte, das kam nicht plötzlich; viele Jahre, ein halbes Jahrhundert war dieses Faktum vorbereitet worden, sei es auch, daß die, welche die Mitbether waren, theilweise es nicht bezweckten. Die Vorbereitung bestand in der allmätigen Schwächung des religiösen Glaubens, in der Begünstigung der Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit, in der Cultivirung des weltlichen Sinnes. Man hat den kath. Ortschaften den Vorwurf gemacht, daß sie nicht so reich seien wie die protestantischen, und dabei Zürich als Muster aufgestellt, den Vorwurf aber auf die katholische Religion geschoben. Nun zeigt es sich immer mehr, wie kurzichtig ein kath. Theologe sein muß, der solche Beschuldigungen aussprechen konnte, da wir erfahren, daß in Zürich entsetzlicher Wucher Anlaß findet, die dortige Armut auszubeuten und daß gerade der Weltinnu ebenfalls dem Unglauben in die Hände arbeitete. Sieht aber der ernste Beobachter, was aller Mahnung ungeachtet auch in katholischen Kantonen geduldet und gethan wird (siehe unten Solothurn), so kann er sich nicht verhehlen, daß der Weg zum Unglauben auch bei uns angebahnt wird. Und wer sollte nicht mit Wehmuth erfüllt werden, wenn er oben liest, was in Zürich das Schlimmste eingeleitet, und sich dabei sagen muß: bei uns wird es jetzt ganz gleich gehalten, und Niemand ist, der dem Uebel kräftig entgegenzutreten wagt!

Kirchliche Nachrichten.

Solothurn. (Aus einem Briefe mitgetheilt.) Daß es bei uns in religiöser und kirchlicher Rücksicht von Oben herab übel stehe, mögen Sie daraus schließen: Daß den Sommer hindurch, in der Nähe der Stadt, sonntäglich an drei verschiedenen Bade-Orten öffentliche Tänze gehalten werden, und dieses in den Tagesblättern regelmäßig angekündigt wird; daß den Milizen während ihrer sechs wöchigen Instruktions-Zeit jede Anhörung des göttlichen Wortes geradezu unmöglich gemacht ist; daß dieselben an Sonntagen in der Frühe und unter dem Pfarrgottesdienste bis etwa 9 Uhr, gleichwie an den übrigen Wochentagen, exerzirt, dann, nach zweistündigem Ausruhen in der Kaserne,

um 11 Uhr zwar in die Kirche zur hl. Messe geführt werden, aber mit Gewehr und Haversack, in welcher zum Beten wenig geeigneten Rüstung sie während der Messe zu bleiben haben; daß am hohen Frohnleichnamsfeste während der Prozession die Soldaten (eine halbe Compagnie Reiter und eine Compagnie Fußgänger), statt in Parade derselben beizuwohnen, müßig in der Stadt herumschlenderten, späterhin dann in großer Uniform zum Manoeuvriren aus der Stadt zogen; daß an Sonntagen viele Kaufläden, als wäre es großer Markt, offen sind, und Professionisten öffentlich ihr Handwerk treiben; daß während der Predigt ganze Haufen Müßiggänger vor der Kirche stehen, um nach vollendeter Predigt zur hl. Messe hinein zu gehen; daß der geringste Theil unserer Regenten und Richter im sonntäglichen Gottesdienste sich einfindet, das Advokaten- und Schreiber-Volk aber, als gehörte es zu den Exkommunizirten, darin so viel als gar nicht zu sehen ist u. s. w. — In der lezt-hinigen Frohnleichnamsprozession wurde zwar, wie gewöhnlich, kirchlicher Seits alles zur würdigen Feier derselben gethan; da es aber (den Gesang der Geistlichkeit abgerechnet) dabei gänzlich an Gesang, Musik, lautem Gebet, militärischer Parade mangelte, so gehörte diese Prozession gewis, nahe und ferne, nicht zu den erfreulichsten. Kurz, wer in einem Blicke schauen will, wie es bei uns von Oben herab in religiöser und kirchlicher Rücksicht stehe, der gehe auf den alten an der Stiftskirche gelegenen Gottesacker, sehe da den Gräuel der Verwüstung, und denke sich dabei die Worte des Evangeliums: „Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“

So betrübend das bisher Gesagte ist, so tröstlich ist andererseits die ausgezeichnete Frömmigkeit vieler aus den höhern sowohl als aus den niedern Klassen unserer Bürger- und Einwohnerschaft. Nebst ihrem fleißigen Besuche des Gottesdienstes auch an Werktagen, und ihrem öftern Empfang der hl. Sacramente mag als einiger Beweis davon auch das dienen, daß die, von einigen frommen Töchtern hieher verpflanzte *Marianische Mai-Andacht* (Abends halb sieben Uhr in der Kapuzinerkirche gehalten) dieses Jahr so zahlreich besucht wurde, daß dabei an Werktagen die Kirche jedesmal vollgefüllt war, an Sonn- und Feiertagen aber, an denen abwechselnd von einigen frommen Priestern Predigt gehalten wurde, der innere Raum die Andächtigen bei weitem nicht zu fassen im Stande war.

Mit innigem Dank zu Gott müssen wir da mit den Worten des Apostels Paulus an die Römer (11, 2. und ff.) sagen: „Gott hat sein Volk nicht verstoßen. Oder wisset ihr nicht, was die Schrift in der Geschichte von Elia erzählt, wie er vor Gott über Israel die Klage führte: „Herr! Sie haben Deine Propheten gemordet, Deine Altäre zerstört; ich bin allein noch übrig, doch stellen sie auch meinem

Leben nach.“ Aber was antwortet ihm der göttliche Ausspruch? „Ich ließ mir noch sieben tausend Männer übrig, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeugten.“ So ist auch jetzt noch ein solcher Ueberrest nach Gottes gnädigem Willen vorhanden.“

Luzern. Wir haben in No. 16 den „Eidgenossen“ zum Beweis der Behauptung aufgefordert, daß Papst Clemens XIII. das Bibellesen unter Galeerenstrafe verboten habe. Nun beruft sich derselbe auf Carové, der dies ohne Quellenangabe behauptet habe. Wer den Carové auch nur wenig kennt, wird hiemit schon wissen, daß die Sache eine erbärmliche Erdichtung ist. Auch was die übrigen vorgeblichen „Lügen“ betrifft, mag sie der Felleissimus immerhin an Tag ziehen, wir erschrecken nicht vor seiner Drohung.

Freiburg. Letzte Woche wurde die Gedächtnisfeier der Eröffnung des Pensionats durch einen Spaziergang von 350 Pensionärs nach dem herrlichen Landhaus Belfaur gefeiert, woran der hochw. Bischof so wie die Aktionärs freudigen Antheil nahmen.

Österreich. Tirol. Der 1. Mai war dieses Jahr für Innsbruck und Tirol ein wahrer geistlicher Frühlingstag, dessen Früchte, so Gott will, den Kranken und Nothleidenden noch nach späten Jahren zu gute kommen werden. Er zeigte aufs neue die schaffende Triebkraft, die dem Geiste des Christenthums, dem Geiste der Liebe und Barmherzigkeit einwohnt, und wie unter seiner rastlosen Pflege der schwache Keim durch Gottes Segen zum mächtigen Baume aufwächst. Der heilige Vincenz von Paula feierte heute einen Festtag, an dem ein Zweig seines Ordens auch in unsere Mitte aus Baiern verpflanzt wurde. Und dieselben Schwesterlichen barmherzigen Hände seiner Töchter, die die Wunden und Leiden der Kranken und Armen in Spanien, Frankreich, Algier, England, Belgien, Preußen, Oesterreich, in der Schweiz, in Italien und Amerika um Gotteswillen pflegen und lindern, haben nun auch hier ihren heiligen Beruf begonnen.

Kaum sind es zwölf Jahre, als der König von Baiern den Orden in sein Land einzuführen beschloß; das Schwesterhaus in Straßburg nahm damals die ersten bayerischen Jungfrauen auf, und sandte 1832 zwei seiner eigenen Schwestern: Ignatia Forth aus Schlettstadt und Apollonia Schmid aus Mainz, als Generaloberin und Novizenmeisterin, zur Leitung des neuen Mutterhauses in München, anfänglich nur auf 3 Jahre, später mit großmüthiger Bereitwilligkeit auf so lange Zeit, als die jungen Anstalten ihrer in Baiern bedürfen würden. Unter ihrer einsichtsvollen und kräftigen Führung nahm das Institut einen so unerwartet raschen Fortgang, daß das Haus, welches die Pflege von circa 500 Kranken in dem großen Hospitale von München besorgt, gegenwärtig an 80 eingekleidete Schwestern besitzt, nachdem es zur Gründung von Filialhäusern im Laufe der letzten

Jahre sechs seiner Schwestern nach Landshut, fünf nach Regensburg, drei nach Neumarkt in der Pfalz, sechs nach Aschaffenburg, zehn in das Münchner Bürgerhospital der Elisabethinerinnen abgegeben. Vier gehen noch im Laufe dieses Jahres nach Orb, drei werden künftiges Jahr, wenn das Haus ausgebaut ist, nach Neuburg vor dem Walde gehen; Bamberg und Hamelburg haben ebenfalls Hoffnung bald diese geistliche und leibliche Wohlthat zu genießen.

Während also der neue aus Frankreich verpflanzte Orden in Baiern aufblühte, erwachte auch im Tirol in mitleidigen Seelen der Wunsch, daß Innsbruck daran Theil haben möge. Angeregt durch den Fürstbischof von Brixen, der früher 15 Jahre Reichswater der barmherzigen Schwestern in Freiburg gewesen, trat deshalb schon vor mehreren Jahren ein Wohlthäterverein zusammen und stellte an die Ordensobern in München die Bitte, einige Tiroler Jungfrauen in das Mutterhaus senden zu dürfen. Bereitwillig kam man ihnen hier entgegen. Während nun sechs Tirolerinnen zu München in dem Geiste und Berufe des Ordens erzogen wurden, so daß im verfloffenen Herbst vier davon eingekleidet werden konnten, baute der Verein, ohne Belästigung des Spitalfonds, aus freiwilligen, reichlich gespendeten Almosen ein schönes, geräumiges und zweckmäßig eingerichtetes Schwesterhaus in Innsbruck. Nach seiner Vollendung kehrten die vier jungen Tiroler Schwestern, denen zwei Schwestern aus dem Mutterhause als Oberin und Novizenmeisterin, einseitigen beigegeben wurden, in Begleitung der Frau Generaloberin von München, in ihr Vaterland zurück und langten den 17. April in Innsbruck an. Ihnen folgte Hr. Dechant Hauber, als Generalsuperior der barmherzigen Schwestern in Baiern, die unter seiner weisen und väterlichen Sorge sich jetzt im Stande sahen, ihre Wirksamkeit auf das Nachbarland auszudehnen. In dem feierlichen Augenblicke des Eintrittes in diesen neuen Beruf wollte er ihnen treu zur Seite stehen. Eine Deputation hatte sie auf der letzten Station ehrenvoll empfangen und führte sie in ihr neues Wohnhaus ein. Die Freude über ihre Ankunft war allgemein. Wie konnte sie sich besser aussprechen, als durch Gaben der Barmherzigkeit. Jeder wollte denen, die ihr ganzes Leben der Liebe geopfert, zum frohen Willkommen eine Gabe der Liebe zum Troste ihrer Pfleglinge darbringen. Es war rührend, wie Leute aus allen Ständen, Reiche und Arme, in den ersten Tagen ihrer Ankunft kamen und brachten, was sie hatten: Leinwand, Haus- und Kücheneinrichtung, Zucker, Kaffee, Rosinen, Schmalz, Butter u. s. w.

Der erste Mai war zur feierlichen Uebergabe des städtischen allgemeinen Spitals bestimmt. Die Feier begann in der festlich gezierten Spitalkirche um halb acht mit einer Predigt, die der Ordenssuperior Hauber über ihren Namen und Beruf als armer barmherziger Schwestern hielt.

Er gieng von der gnadenreichen Verheißung Christi, der Quelle aller christlichen Barmherzigkeit aus: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan, das habt ihr mir gethan,“ wodurch der Heiland das Niedrigste, den Dienst der Armen und Kranken zu einem Gottesdienste weihte und heiligte, und den Wohlthätern der barmherzigen Schwestern wie ihnen selbst ihren Lohn und den Geist ihres Wirkens vorzeichnete. Als Dienstmägde Jesu Christi stellte er sie dar, die ihm in seinen Armen und Kranken dienen, und die deshalb selbst äußerlich und innerlich arm und demüthig, jedem zeitlichen Besitze entsagend, seine Brüder, die Armen und Verlassenen, als ihr einziges Eigenthum ansehen, um am Abend ihres Lebens, wenn sie nach Kräften gewirkt, zu sprechen: Herr ich bin eine unnütze Magd. Zugleich zeigte er, wie aus dem Gefühl der eigenen Armuth die Barmherzigkeit entspringe, die in jedem Unglücklichen, welchem Lande und welcher Religion er angehöre, eine Schwester und einen leidenden Bruder Jesu bemitleidet und ihm ihr Leben opfert, um in der Sterbstunde ihren Lohn von dem zu empfangen, der gesprochen: selig sind die Barmherzigen. Er forderte alle Anwesenden auf, ihr Gebet unter dem heil. Messopfer zu vereinigen, damit der Segen Gottes sie in ihrem heiligen Berufe unterstütze, und richtete am Schlusse noch einige ernste, herzliche Abschiedsworte an die Jungfrauen selbst. Hierauf empfahl er sie sammt der neuen Anstalt der väterlichen Fürsorge des pontifizirenden Fürstbischofs von Trien, dem Schutze des anwesenden k. k. Guberniums, und der hohen Landstände, die zum Congresse versammelt, der Feier gleichfalls beiwohnten, und endlich der thätigen Unterstützung des hochlöblichen Magistrates und aller Wohlthäter. Sodann wandte er sich an den Oberhirten und sprach: „Herr ich lasse dich nicht, bis du uns deinen Segen ertheilt.“ Der Fürstbischof empfing nun von der Hand der Schwestern das Gelübde des Gehorsams, ertheilte ihnen der Bitte gemäß seinen bischöflichen Segen und begann das feierliche Hochamt, unter dem sie die heilige Kommunion empfingen. Die herzlichen Worte des Predigers, der Anblick der andächtigen, vor dem segnenden Bischof knieenden Jungfrauen erschütterte alle Herzen und viele heiße Thränen der tiefsten Rührung flossen als Weiheopfer in dem überfüllten Gotteshause. Nach beendigtem Hochamte, zu dessen Verherrlichung auch die neu montirte Bürgergarde paradiert hatte, begaben sich die anwesenden k. k. Behörden und Autoritäten in den Speisesaal der Schwestern, und der k. k. Gubernialrath von *Mensi*, als Uebergabskommissär, wies nach einer sehr gehaltvollen, ergreifenden Rede die Jungfrauen in das Spital ein und dankte den Ordensobern des Mutterhauses in München für ihre Sorgfalt und Treue, womit sie die ihnen gesendeten Jungfrauen unterrichtet und das neue Werk gefördert. Zum bleibenden ehrenvollen Andenken ergiengen

auch von Seiten der Landstände und des Magistrates herzliche Dankfagungsschreiben an dieselben. Der Generalsuperior erwiderte gerührt seinen Dank für alle Liebe, womit Tirol die guten Schwestern, seine geistlichen Töchter, aufgenommen.

Das war die Eröffnungsfeier des neuen Schwesterhauses in Innsbruck, das in der Folge auch eine allgemeine Bildungsanstalt des Ordens für ganz Tirol werden soll und woran sich wohl die zerstreuten ältern Anstalten, in Zams, Imbst, Nied, Meran, Rabna und Schlanders zum gemeinsamen Besitze anschließen werden. — Das Schwesternhaus von Straßburg verwirklichte durch sein hülfreiches Entgegenkommen den Wunsch König Ludwigs und dieser erklärte, daß Baiern die Wohlthat, die es um Gotteslohn empfangen, mit gleicher Liebe auch andern mittheilen solle. Demgemäß wird nach der Hauptstadt Tirols auch die von Kärnthen aus dem Mutterhause in München barmherzige Schwestern erhalten. Möge diese freiwillige, wechselseitige Unterstützung, die sich für die Gründung der neuen Häuser so wohlthätig erwiesen, der Anfang eines engeren Verbandes des ganzen Ordens sein, damit er unter gemeinsamer Leitung, indem ein Haus das andere an seinem Ueberflusse theilnehmen läßt und sie sich alle wechselseitig mit Rath und That unterstützen, durch die vereinte Kraft stets herrlicher erblühe und die Schmerzen der leidenden Menschheit um so erfolgreicher stillen könne. (Hist. vol. VI.)

Preußen. Der König hat dem greisen Erzbischof von Posen den Festungsarrest erlassen, wahrscheinlich nur um sich nicht wieder vor der Welt das Brandmal der Grausamkeit zu verdienen, wie beim Erzbischof von Köln, im Uebrigen das Urtheil unverändert gelassen. Der Erzbischof weilt in Berlin. Unerbotene Geldunterstützungen von Privaten hat er ausgeschlagen.

Rom. Am 8. Mai hielt der hl. Vater im Vatikan ein halb öffentliches Consistorium, welchem 30 Kardinäle, die Patriarchen von Konstantinopel und Antiochia, die zu Rom residiren, und 43 Erzbischöfe und Bischöfe beiwohnten, um an den Beratungen der bevorstehenden Canonisation Theil zu nehmen. Se. Heiligkeit sprach über die Tugenden und Wunderthaten des sel. Liguori, und bemerkte, daß Sie geneigt sei, denselben in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Bevor der hl. Vater einen Beschluß in dieser hochwichtigen Angelegenheit faße, wolle er die Meinung eines jeden von ihnen vernehmen. Die Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe gaben ihre bejahende Meinung ab, und unterstützten dieselbe mit Gründen. Nachdem der hl. Vater ihre Ansichten gehört, erklärte er, daß, so sehr auch ihre Uebereinstimmung ihm zur Zufriedenheit gereiche, er doch noch einmal Gott um Erleuchtung ansehen wolle. Eben so wurden auch am 13., 15., 17. und 20. halböffentliche Consisto-

rien gehalten, um über einen jeden zu Canonisirenden gleiche Beratungen zu pflegen. Die Kirche zu St. Peter wird mit großem Aufwand auf den Tag dieser Canonisation ausgeschmückt, die seit 1807 unter Pius VII. die erste ist. 20,000 große Wachskerzen werden die Kirche erleuchten. Zahllose Fremde strömen zu allen Thoren in die Stadt. Am 25. Mai traf der König von Neapel im strengsten Incognito in Rom ein, besuchte seinen Bruder, welcher im Kollegium der Nobili bei den Jesuiten studirt, und den König von Baiern, welcher, so wie der bayerische Kronprinz, diese Feierlichkeit abwartet.

— Am 26. Mai verkündete mit Tagesanbruch der Donner der Kanonen die an diesem Tage zu vollziehende für die ganze kath. Christenheit wichtige Handlung der Heiligprechung der fünf bereits als selig erklärten Heiligen der Kirche: Alphonso Liguori, Redemptorist; Francesco di Girolamo, Jesuit; Giovanni Giuseppe della Croce, Franziskaner; Pacifico da S. Severino, Minorit; Veronica Giuliani, Kapucinernonne. Schon 4½ Uhr Morgens strömte die Menge nach der St. Peterkirche, wohin später der hl. Vater von der Treppe des Vaticans herab in Prozeßion durch die große Säulenhalle getragen wurde. Darauf der päpstliche Hofstaat, eine außerordentliche Menge Welt- und Ordensgeistliche, die Domherren der sieben Basiliken mit ihren großen emblematischen Schirmzeten und Kreuzen, dann fünf große Standarten, die neuen Heiligen in der Glorie vorstellend; 96 Erzbischöfe und 28 Kardinäle, die päpstliche Garde und Edelleute. In der Kirche, die prachtvoll ausgeschmückt war, feierte der Papst selbst die Messe. Nachdem er den Akt der Heiligprechung erklärt hatte, erdröhnten die Glocken und Kanonen und die Adoration erfolgte. Der König von Baiern mit dem Kronprinzen, der König von Neapel mit seinem Bruder Franz, Don Miguel, die Königin Witwe von Sardinien, die Prinzessin Marie Luise von Sachsen und die Prinzessin Charlotte von Dänemark wohnten in einer besondern Tribune der Ceremonie bei. Um den Papst waren 34 Kardinäle und 116 Bischöfe. Für die Ordensgenerale etc. waren besondere Tribunen. Die Kirche, mit 20,000 Wachslichtern erleuchtet, bewährte sich in ihrer Größe darin, daß trotz dem unermeßlichen Menschenandrang die Räume nicht vollkommen gefüllt waren. Nach Beendigung des Gottesdienstes begab sich der hl. Vater, in Prozeßion getragen, auf die große Loggia der Kirche und ertheilte dem Volke den apostolischen Segen unter Glockengeläut und Kanonendonner. Die Beleuchtung der Kuppel mußte wegen Regen unterbleiben.

Frankreich. Unter den Arbeiten, deren Herausgabe das Comité historique de la Litterature beschlossen hat,

ist die wichtigste der Text der ältesten Uebersetzungen der Bibel in die Landessprache. Hr. Veroug de Rincy ist damit beauftragt und hat die Bibliotheken der Hauptstadt nach den Manuscripten durchsucht; sie sind ziemlich zahlreich, die große königliche Bibliothek hat allein mehr als 60. Das älteste aber scheint ein Manuscript in der Arsenal-Bibliothek zu sein, dessen Schrift wenigstens in's eilfte Jahrhundert, die Uebersetzung selbst aber sicherlich noch höher hinaufreicht, wahrscheinlich in's neunte Jahrhundert, wo sie in Folge der Verordnungen der Concilien von Tours und Arles gefertigt worden zu sein scheint, in der Absicht, um den Gläubigen vorgelesen zu werden.

Portugal. Es herrschen in Portugal Religions-Entzweigungen, die mit jedem Tage stärker und heftiger werden. Diese Zwistigkeiten beziehen sich zumeist auf die geistliche Gerichtsbarkeit. Die Schismatiker (wie man die Altgläubigen hier nennt) weigern sich, die Autorität der von der Regierung ernannten Bischöfe anzuerkennen, welche an die Stelle der ausgewanderten getreten sind. Da nun der Papst die Ernennung dieser neuen Bischöfe nicht bestätigt hat, so begehen die Nicht-Conformisten ihren Gottesdienst im Geheim, wie die ersten Christen des heidnischen Roms. Neulich entdeckte die Polizei von Vg o a r d e n t, in der Nähe von Dporto, ein Haus, worin man einen geräumigen Saal zu einer Kapelle umgewandelt hatte. Mehrere Priester feierten das heil. Mesopfer in Gegenwart eines beträchtlichen Zustromens von Gläubigen. Man wurde diesen Umstand gewahr, da die Pfarckirche fast jeden Sonntag verlassen stand. Die Polizei bemächtigte sich der celebrirenden Priester, einer Anzahl der Gläubigen, und vor Allem der Ornamente und Silbergefäße, die von großem Werthe sind.

Durch einen besondern Zufall bin ich in Stand gesetzt, einige Exemplare von:

Leben der Heiligen Gottes,

ein Auszug aus den größern Leben der Väter etc. bearbeitet von Dr. Näß und Dr. Weiß. 4 Bände. gr. 8. (über 2600 Seiten) zu dem herabgesetzten Preise von 6 Fr. erlassen zu können. Das Werk kostete sonst 13½ Fr.

Kaver Meyer, Buchhändler in Luzern.

Bei Kaver Meyer ist so eben erschienen:

Das

Patronat-Recht,

besonders

in Beziehung auf die gegenwärtig über dasselbe angeregten Fragen in der Schweiz.

Von

Joseph Winkler,

Kaplan und Schulherr in Münster.

gr. 8. geheftet 4½ Bz.

Der Herr Verfasser behandelt in dieser Schrift mit großer Klarheit und Gründlichkeit einen wichtigen Gegenstand, welcher, in diesem Augenblick besonders, eine Lebensfrage für die geistlichen Stiftungen geworden ist.

Diese Schrift ist also für jedermann, besonders aber für Geistliche und Beamte von großem Interesse.

Druck und Verlag von Ignaz Thüring.